

# Die hermeneutische Anthropologie Charles Taylors

Thomas Gil

Menschliche Lebewesen haben die Kompetenz, mit allem, was sie tun und machen, Sinnbedeutungen verbinden zu können, indem sie das Getane und Gemachte im Lichte verschiedener, von ihnen selbst entwickelter und verfolgter Projekte und Vorhaben deuten. Auf diese Kompetenz bezieht sich der kanadische Philosoph Charles Taylor, wenn er die menschlichen Lebewesen als „self-interpreting animals“ konsequent bestimmt. Sind menschliche Lebewesen „self-interpreting animals“, Lebewesen also, die sich selbst und ihre Welt deuten, dann hat dies Konsequenzen für all jene Wissenschaften, die den Menschen als Gegenstand haben. Die Human- oder Menschenwissenschaften (die klassischen Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften) können dann nicht mehr allein eine externalistische Sicht auf den Menschen favorisieren, sondern müssen sich um eine internalistische, hermeneutische Sichtweise bemühen, wollen sie ihrem epistemologischen Gegenstand, nämlich dem Menschen, gerecht werden. Denn nur eine internalistische, hermeneutische Sicht vermag, den Selbst- und den Weltverhältnissen der „self-interpreting animals“ gerecht zu werden.

Was dies genau heißt, wird im folgenden in einem ersten Abschnitt zu klären sein. Im zweiten Abschnitt soll dann auf Charles Taylors Kritik am „atomistischen“ Individualismus eingegangen werden, einem Verständnis vom Menschen, das spätgeschichtlich und sehr voraussetzungsreich ist. Charles Taylor rekonstruiert die Genese dieses menschlichen Selbstbildes mit der Absicht, dessen Plausibilität, aber auch dessen Begrenztheit erscheinen zu lassen. Im dritten und letzten Abschnitt werden schließlich Taylors Überlegungen zu einer zeitgemäßen „Politik der Anerkennung“ erörtert, die auf seiner hermeneutischen Anthropologie beruhen.

## 1. Charles Taylors hermeneutisches Modell einer Wissenschaft vom Menschen

In zwei Sammelbänden zu den Schwerpunktthemen „Menschliches Handeln und Sprache“ („Human Agency and Language“) und „Philosophie und die Humanwissenschaften“ („Philosophy and the Human Sciences“) hat Charles Taylor eine Reihe von philosophischen Aufsätzen („Philosophical Papers“) veröffentlicht, in denen er jene Kritik an den reduktionistischen Ansätzen in den Wissenschaften

vom Menschen aufgreift und vertieft, die er bereits in seiner 1964 erschienenen Untersuchung „Explanation of Behaviour“ formuliert hatte. In „Explanation of Behaviour“ plädierte Taylor am Schluss für teleologische Erklärungen des menschlichen Handelns, die in Rechnung stellen, dass Menschen intentionale Wesen sind, die in der Lage sind, Zwecke und Absichten zu haben bzw. zu verfolgen, die die jeweiligen Handlungen sinnvoll machen und nicht in den (in bestimmten Wissenschaften vom Menschen sehr beliebten) mechanistischen Handlungserklärungsmodellen begrifflich erfasst werden können.

In seinen „Philosophical Papers“ beschreibt Taylor nun den Menschen als ein Lebewesen, das interpretierend qualitative Bewertungen vornimmt, durch welche Bedeutsamkeiten in die Welt kommen, die vorher nicht da gewesen sind und die natürlichen Lebensvollzüge, die sonst ja sinnneutral oder sinnindifferent gewesen wären, für die einzelnen Menschen sinnvoll machen können. Taylor ist insbesondere an den Konsequenzen interessiert, die solche qualitativen Bewertungen („qualitative discriminations“) und überhaupt die interpretierende Natur der Menschen für die Wissenschaften haben, die den Menschen als ihren Gegenstand haben. Weil die Selbstinterpretationen und die auf ihnen basierenden qualitativen Evaluationen ein wichtiger Teil des menschlichen Lebens sind, mehr noch: das spezifisch Menschliche am menschlichen Leben sind, können, so die Quintessenz der taylorschen Argumentation, die

Humanwissenschaften nicht exklusiv naturalistisch sein, d.h. sich ausschließlich an den objektivistischen Modellen der Naturwissenschaften orientieren und so tun, als ob es keine Innenseite bzw. keine qualitativen Erlebnisweisen und Sinndimensionen im menschlichen Leben gäbe. Um dieser Innenseite der menschlichen Lebensvollzüge gerecht werden zu können, müssen die Wissenschaften vom Menschen nach Taylor „hermeneutische“ Wissenschaften werden, die die Selbst- und die Weltinterpretationen der Menschen verstehend nachvollziehen.

Was heißt aber konkret, dass die Menschen Lebewesen sind, die sich und ihre Welt interpretieren und auf diese Weise qualitative Bewertungen vornehmen, durch welche Natürliches oder Sinngleichgültiges Sinnvolles und Sinntragendes werden kann? Das heißt konkret, dass die Menschen grundsätzlich in der Lage sind, reflexiv zu wollen, ihre eigenen Wünsche und Ziele zu evaluieren, sie kritisch zu prüfen und zu bestimmen, ob sie solche Wünsche und

#### Der Autor

Thomas Gil, Studium der Philosophie, Sozialwissenschaften und Theologie in Bonn und Münster; Promotion 1981; Habilitation 1992; 1989–1995 Hochschuldozent an der Universität Stuttgart; 1993–1994 Gastprofessor an der State University of New York; 1995–1998 Professor an der Universität St. Gallen; seit 1998 Professor für Praktische Philosophie an der Technischen Universität Berlin, sowie seit 1996 Chaim-Perelman-Professor an der Freien Universität Brüssel (ULB). Buchveröffentlichungen: *Ethik*, Stuttgart 1993; *Gestalten des Utopischen. Zur Sozialpragmatik kollektiver Vorstellungen*, Konstanz 1997; *Sozialphilosophie der Arbeit*, Stuttgart 1997; *Einführung in philosophisches Denken. Erfahrung, Reflexion, Urteil, Handeln*, Stuttgart 1998; *Demokratische Technikbewertung*, Berlin 1999; *Kritik der klassischen Geschichtsphilosophie*, Berlin 1999; *Aufsätze zu Fragen der Praktischen Philosophie, Ethik, Sozialphilosophie, Rechtsphilosophie, Technikphilosophie*. Anschrift: Rönnestraße 5, D-14057 Berlin, Deutschland.

Ziele haben wollen oder nicht. Für diese reflexive, evaluative, kritische Tätigkeit menschlicher Subjekte stehen den Menschen Vorstellungen, Bilder, Modelle und Entwürfe zur Verfügung, welche Menschen in Gemeinschaften entwickeln und sich aneignen und die nicht schon zur Ausstattung der natürlichen Welt gehören, sondern nur durch die Menschen in die natürliche Welt kommen. Auf Harry Frankfurts Bestimmung des Menschen als eines Lebewesens, das Wünsche zweiter Ordnung („second-order desires“) zu haben vermag, rekuriert Charles Taylor und ergänzt diese anthropologische Bestimmung Harry Frankfurts, indem er zeigt, dass solche Wünsche zweiter Ordnung oder Wünsche über Wünsche bzw. Wunschlagen nur auf der Basis von Ideen und Vorstellungen vom eigenen Leben und von der Art, wie man dieses konkret leben will, möglich sind. So mögen zum Beispiel bestimmte Menschen den Wunsch haben, jetzt eine Zigarette zu rauchen. Diese Menschen können aber gleichzeitig auf der Basis eines von ihnen selbst erarbeiteten und bejahten Gesundheitsplans wünschen, den ersten Wunsch oder den Wunsch erster Ordnung, d.h. den Wunsch zu rauchen, nicht zu haben. Sie können also in Bezug auf ihre eigenen Wünsche und Wunschlagen andere Wünsche und Wunschlagen entwickeln, welche Wünsche über Wünsche, Wünsche zweiter Ordnung sind. Diese Wünsche zweiter Ordnung sind reflektierte Wünsche und setzen immer Bilder, Vorstellungen, Modelle und Ideen voraus, die den einzelnen Menschen wichtig und bedeutsam sind und die man in Rechnung stellen muss, wenn man die jeweilige Person und die Art, wie sie sich verhält, verstehen will.

Mit anderen Worten: Menschliche Subjekte interpretieren ihr eigenes Leben anhand von Bildern, Vorstellungen, Modellen, Ideen und Selbstentwürfen, die ermöglichen, dass sie bestimmte Bewertungen vornehmen können und dass auf diese Weise subjektive qualitative Bedeutungen entstehen. Die konkreten menschlichen Lebensvollzüge sind immer durch das Merkmal „qualitative Bedeutsamkeit“ charakterisiert, ein Merkmal, das sich nicht mechanisch aus der Ausstattung der natürlichen Welt ergibt, sondern von menschlichen Subjekten in ihrem Wollen beansprucht und geschaffen wird.

Die von Menschen entwickelten Selbstbilder, Selbstideen, Selbstvorstellungen und Selbstmodelle sind aber nicht nur wichtig für die Wünsche, Ziele und Projekte der einzelnen Menschen, sondern aufgrund der Tatsache, dass sie im Leben der einzelnen Individuen Bedeutsamkeiten stiften, prägen sie auch in einem solchen Maße die einzelnen Gefühle und Emotionen der Individuen, dass man sagen kann, dass menschliche Gefühle oder Emotionen nie rohe Gefühle und Emotionen, sondern immer schon interpretierte Gefühle und Emotionen sind. So ist zum Beispiel das bei Menschen vorkommende Schamgefühl nie ein abstraktes, absolutes und universelles Gefühl, sondern immer schon ein kognitiv modelliertes Gefühl. Man schämt sich entsprechend den eigenen Vorstellungen, Selbstbildern und Modellen in bestimmten Situationen und aufgrund bestimmter Vorkommnisse, die so oder so interpretiert werden und demnach auch die und die Relevanz haben.

Eine jede objektivistische Ontologie, die diese qualitativen Merkmale nicht in

Rechnung stellt, ist nach Charles Taylor dazu verurteilt zu scheitern, denn sie kann nur die Wirklichkeit reduktionistisch behandeln und wichtige Dimensionen dieser Wirklichkeit systematisch ignorieren bzw. in naturalistischen Erklärungsprogrammen verzerren. Auf der Basis der qualitativen Differenzen, die die Individuen in ihrem Leben markieren können, entstehen Lebenssinn und die Identität der betreffenden Individuen, wobei die Individuen nur in Gemeinschaften lernen können, qualitative Differenzen zu entwickeln, sie wahrzunehmen und sie auch zu schätzen. Um dieses qualitative „Mehr“ zu bezeichnen, das das menschliche Leben ausmacht, gebraucht Charles Taylor zwei Grundbegriffe: den Begriff der „significance“ und den Begriff des „import“. Beide Begriffe sind subjektbezogene oder subjektrelative Begriffe und bezeichnen Erfahrungs- oder Erlebnisqualitäten im menschlichen Leben (praktische „Qualia“). In fünf Thesen resümiert Taylor am Ende seines Artikels „Self-Interpreting Animals“ das, was ihm bei der Bestimmung dessen, was für Menschen charakteristisch ist, wichtig ist. Die Thesen lauten: 1) Typisch menschliche Emotionen enthalten immer Bedeutsamkeitszuschreibungen („import-ascriptions“). 2) Diese Bedeutsamkeitszuschreibungen sind subjektrelativ. 3) Die subjektrelativen Gefühle sind die Basis unseres Verständnisses dessen, was es heißt, ein Mensch zu sein. 4) Solche subjektrelativen Gefühle werden auf dem Wege von Interpretationen konstituiert. 5) Interpretationen des Menschen und der Welt bedürfen der Sprache.

Die fünfte These formuliert etwas, das bei allem, was bis jetzt ausgeführt worden ist, impliziert wurde, nämlich dass komplexe qualitative Bewertungen und Erlebnismodi nur auf der Basis von Sprache zu haben sind, was ja die anthropologische Definition des Aristoteles bestätigt, nach der der Mensch das Wesen ist, das Sprache hat („lógon echón“). Allerdings, und dies ist Charles Taylor besonders wichtig, ist der Mensch ein Wesen, das Sprache nicht nur zu bezeichnenden Zwecken verwendet, sondern auch ein Wesen, das in der Lage ist, einen expressiven Gebrauch von Sprache zu praktizieren. Neben der Bedeutung der sogenannten „designative theory of language“ (der Bezeichnungstheorie und Bezeichnungskonzeption der Sprache), die besonders in der Neuzeit eine maßgebende Rolle für die Konstitution der objektivierenden Naturbeschreibungen und Naturerklärungen gespielt hat, betont Taylor die Relevanz der „expressive theory of language“ (der expressiven Theorie und Auffassung der Sprache), die im Zuge der „romantischen Revolution“ entwickelt wurde und besonders geeignet ist, subjektiven qualitativen Differenzen und Differenzierungen zu entsprechen. Eine konsequente Anwendung des Bezeichnungsmodells von Sprache auf die menschlichen sprachlichen Äußerungen (Wörter, Sätze und Texte) würde nach Taylor einem Naturalisierungsprogramm gleichkommen, das er mit den Namen von B.F. Skinner, W. v. O. Quine und D. Davidson in Verbindung bringt und das die vollkommene Transparenz menschlicher Erfahrungen sowie deren prinzipielle absolute Begreifbarkeit oder Erklärbarkeit unterstellt, während die Ausdruckstheorie bzw. die expressive Theorie der Sprache in seinen Augen die komplexe Vermitteltheit der menschlichen Lebensvollzüge und deren psychische Dynamik allein verstehend nachzuvollziehen vermag.

Für die Wissenschaften vom Menschen heißt das bis jetzt Entwickelte, dass sie sich nicht ausschließlich darauf beschränken können, naturalistische oder objektivistische Modelle zu konstruieren, um Menschliches darzustellen und zu erklären, sondern sich auch um internalistische Modelle bemühen müssen, in denen die qualitativen Merkmale der menschlichen Lebensvollzüge zur Geltung kommen können. Die interne Sicht der menschlichen Handlungssubjekte sowie die Selbstinterpretationen dieser Subjekte sind das, worauf es ankommt, wenn man begreifen will, wie Menschen konkret ihr Leben leben und wie sie handeln. Deswegen haben die Wissenschaften vom Menschen hermeneutische Wissenschaften zu werden: verstehende Wissenschaften also, in denen die subjektiven Bedeutungen und Bedeutsamkeiten der Individuen im Mittelpunkt der begrifflichen und theoretischen Anstrengungen zu stehen haben. Denn die menschlichen Verhaltensweisen, die in den Wissenschaften vom Menschen zu erklären und zu begreifen sind, sind Handlungsvollzüge, die sich nicht auf beobachtbares Physikalisches reduzieren lassen, sondern immer Interpretationen, Sinnbedeutungen, Intentionen, Vorhaben, geteilte Vorstellungen und gemeinsame Bedeutsamkeiten voraussetzen. Drei Beispiele nennt Taylor, um das damit Gemeinte zu veranschaulichen: eine militärische Aktion, politische Wahlen und die soziale Interaktion des Verhandeln. Im ersten Fall versteht man nur die Truppen- und Maschinenbewegungen, wenn man sich nicht auf die Ebene der einzelnen körperlichen Organe, Schrauben, Motoren und mechanischen Apparaturen konzentriert, sondern wenn man die militärischen Strategien, Vorhaben und Pläne in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt und verstehend nachzuvollziehen versucht. Im zweiten Fall kann man nur das Verhalten der einzelnen sich bewegenden Menschen verstehen, wenn man weiß, was die soziale Handlung des politischen Wählens ist bzw. besagt. Diese soziale Handlung ist aber nur verständlich im Kontext eines kulturbedingten politischen Systems, das gemäß bestimmten Ideen und Vorstellungen, also gemäß bestimmten Sinnbedeutungen, organisiert worden ist. Im dritten Fall kann man nur wissen, was Verhandeln heißt, wenn man die kulturellen Praktiken kennt und versteht, die unter diesem Begriff zusammengefasst werden.

Die Wissenschaften vom Menschen, die die drei gerade genannten Phänomene zu erklären haben, können sich nicht damit zufrieden geben, „dünne“ physikalistische Theorien zu erarbeiten, in denen menschliche Intentionen und Vorhaben keinen Platz haben, sondern müssen „reichere“ Theorien entwerfen, in denen „dichte Beschreibungen“ der Phänomene möglich sind, die den kollektiven und subjektiven Selbstinterpretationen der beteiligten Subjekte gerecht werden können.

## 2. Kritik des „atomistischen“ Individualismus

Aristoteles definiert in seiner praktischen Philosophie den Menschen als ein sprachfähiges und als ein politisches Lebewesen, wobei beide Definitionen miteinander zusammenhängen und aufeinander verweisen. Mit seiner Bestimmung

des Menschen als „self-interpreting animal“ stellt Taylor die erste Definition des Aristoteles in Rechnung. In Taylors Kritik am „atomistischen“ Liberalismus kommt die zweite Definition des Aristoteles voll zur Geltung. Denn Ausgangspunkt der taylorschen Kritik am „Atomismus“ ist die Einsicht, dass Menschen ohne soziale Gemeinschaften, in die sie hineingeboren werden und in denen sie das Sprechen, das Handeln und das Denken konkret erlernen, nicht Menschen werden können. Unter „Atomismus“ fasst Taylor all jene sozialphilosophischen Konzepte zusammen, die vom einzelnen Menschen ausgehen und diesen als ein souveränes, mit instrumenteller Rationalität ausgestattetes, autarkes Handlungssubjekt denken. Besonders problematisch bei diesen „atomistischen“ Ansätzen ist in den Augen Taylors die Tatsache, dass eine spätgeschichtliche und sehr voraussetzungsreiche Vorstellung der menschlichen Handlungssubjekte verallgemeinert und zur menschlichen Natur an sich hochstilisiert wird. Mit anderen Worten: Es wird so getan, als ob die Menschen, alle Menschen und in allen Epochen, das wären, was die „atomistischen“ Modelle naturalisierend beschreiben.

In seinem Artikel „Atomism“ trägt Charles Taylor in prägnanter Form seine Kritik an der Konzeption einer entkontextualisierten oder „entwurzelten Identität“ („disengaged identity“) vor, die mit dem sozialphilosophischen Atomismus zusammenfällt. Im subjektivitätsphilosophischen Hauptwerk „Sources of the Self. The Making of the Modern Identity“ aus dem Jahre 1989 rekonstruiert Taylor dann die komplexe Genese der modernen Identität und der modernen Konzeptionen des Selbst mit der Absicht, die jeweilige Validität und Begrenztheit der einzelnen Konzeptionen manifest werden zu lassen. Taylors Hauptkritikpunkt im Artikel „Atomismus“ lautet: Die „atomistischen“ Modelle vergessen ihre eigenen geschichtlichen Bedingungen und Voraussetzungen und entwerfen ein einseitiges Bild des menschlichen Selbst, bei dem die fundamentale Rolle von Gemeinschaften (Denk-, Sprach- und Handlungsgemeinschaften) für die Konstitution des Selbst vollständig vernachlässigt wird. „Atomistische“ Modelle, wie diejenigen, die von den Kontraktualisten bzw. Vertragstheoretikern und von manchen Utilitaristen entwickelt werden, konzipieren den Menschen als eigeninteressiertes, isoliertes Individuum, das ständig kalkuliert, wie es eine optimale Befriedigung all seiner Wünsche und Präferenzen erzielen kann. Die Sozialität, d.h. die geschichtliche und soziokulturelle Bedingtheit, dieser Wünsche und Präferenzen, wird in den atomistischen Modellen systematisch ausgeblendet.

Gegen die Geschichtsvergessenheit bzw. historische Kurzsichtigkeit solcher Modelle können nur historische Rekonstruktionen helfen, in denen der geschichtliche, relative Charakter sozialer und kultureller Vorstellungen nachgewiesen und den unberechtigten naturalisierenden Verallgemeinerungen entgegengesetzt wird. Gerade diese Arbeit der genetischen Rekonstruktion übernimmt Charles Taylor in seinem Werk „Sources of the Self“. Taylor zeigt in diesem Werk Dimensionen der modernen Identität, aber auch problematische Aspekte mancher Vorstellungen, so zum Beispiel der Vorstellung eines „entwurzelten Selbst“, gegen welche sich Autoren wie M. Merleau-Ponty, M. Heidegger, L. Wittgenstein

und M. Polanyi – um nur einige der Namen, die Taylor nennt, zu erwähnen – gewandt haben.

Charles Taylors Interesse an einer Kritik einseitiger naturalistischer Konzeptionen des Selbst ist der Antrieb, der hinter seiner genealogischen Relativierungsarbeit des modernen Naturalismus steht und der nicht nur zu negativ-kritischen Dekonstruktionen führt, sondern auch auf bestimmte positive Entwicklungen aufmerksam macht, wie zum Beispiel die romantische Revolution oder Wende, die das Bild des Selbst komplexer und tiefer hat werden lassen.

Der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel bleibt für Taylor ein permanenter Bezugspunkt. In Hegels Philosophie des Geistes sieht Taylor nämlich eine komplexe Handlungstheorie, die in der Lage ist, den Kontrapunkt zu den modernen individualistischen Kausaltheorien des menschlichen Handelns zu bilden, in denen die für Taylor so wichtigen „qualitativen gemeinsamen Bedeutsamkeiten“ nicht gebührend thematisiert werden können. In Hegels Philosophie des Geistes hat man, in der Deutung Taylors, eine komplexe qualitative Handlungstheorie vor sich, die die subjektiven und die objektiven Dimensionen des menschlichen Handelns zu begreifen vermag, indem Handeln als ein geistig-kulturelles Tätigsein in kollektiven vergeistigten Handlungszusammenhängen aufgefasst wird, die selbst eine eigene Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte haben.

### 3. Politik der Anerkennung

Charles Taylor leitet in verschiedenen Artikeln aus seiner eigenen hermeneutischen Konzeption der Anthropologie und der Humanwissenschaften sowie aus der durchgeführten Kritik am sozialphilosophischen Atomismus eine Reihe von praktisch-politischen Konsequenzen her, die man unter der von ihm selbst gewählten Überschrift „Politik der Anerkennung“ zusammenfassen könnte. Wenn es so ist, dass Menschen immer natürliche Lebensvollzüge kulturalisieren, indem sie sie deuten und somit bedeutsam werden lassen, d.h. sie mit subjektivem Sinn versehen, dann haben die Wissenschaften vom Menschen und von dessen Handeln, die Humanwissenschaften, hermeneutische Wissenschaften zu sein, die beiden Dimensionen der menschlichen Lebenswirklichkeit gerecht werden müssen: der objektiven Dimension der Mechanismen und Funktionen und der subjektiven bzw. intersubjektiven Dimension der Sinnstiftungen und Bedeutsamkeiten. In dieser subjektiv-kollektiven Dimension der Sinnbedeutungen entwickeln die Menschen komplexe, tiefe, kulturell vermittelte Modelle des sinnvollen Menschseins, die für verschiedene Identitäten verantwortlich sind und nebeneinander koexistieren, miteinander konkurrieren oder aber voneinander etwas lernen können. Da es nicht plausibel ist, warum bestimmte Modelle eines qualitativen Menschenlebens andere ebenso gute Modelle verdrängen oder zum Verschwinden bringen sollten, stellt sich die Frage, wie die verschiedenen Modelle oder Entwürfe eines guten Lebens koexistieren und, im besten Fall, sich gegenseitig befruchten können. Diese Frage ist nicht nur eine praktisch-philosophische Frage, sondern eine eminent „politische“ Frage, denn sie betrifft das konkrete

Anerkanntsein und Dazugehören oder das Teilnehmen an einem gesellschaftlichen Ganzen: ein Teilnehmen und Teilhaben, mit dem zum Beispiel der französische Philosoph Jacques Rancière in seinem Buch „La Mésentente. Politique et Philosophie“ das Politische zusammenfallen lässt.

Politisch ist die Frage nach der Anerkennung oder nach dem Einbezogensein (und Nicht-Ausgeschlossensein), denn sie impliziert eine Reihe von institutionellen und organisatorischen Konsequenzen, ohne welche die Menschen ihre qualitativen individuellen Lebensvollzüge real nicht entfalten können. Freiheit setzt immer kulturelle Lebensmilieus voraus, in denen sie konkret entstehen und überhaupt gelebt werden kann. Menschliche Sinnmodelle setzen ebenfalls kulturelle Räume mit den entsprechenden institutionellen und praktischen Bedingungen voraus, in denen sie entstehen, sich entwickeln und weitertradiert werden können. In diesen kulturellen Räumen haben die verschiedenen Modelle ihre jeweilige Plausibilität, d.h. ihren Sinn und ihre Überzeugungskraft. In ihnen können sie aber darüber hinaus praktisch wirken und sich entfalten. Deswegen sind diese kulturellen Räume, in denen vielfältige und reichhaltige Sinn- und Lebensentwürfe allein existieren können, politisch zu ermöglichen und zu fördern.

Mit Seitenblick auf Jean Jacques Rousseau, Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Johann Gottfried Herder u.a. schildert Charles Taylor in seinem Artikel „Politik der Anerkennung“, wie es in der Geschichte des Westens dazu gekommen ist, dass es einen Übergang von der „Ehre“ als hierarchisierendem sozialem Prinzip zur „Würde“ als egalisierendem sozialem Prinzip gegeben hat, dass außerdem Authentizität als moralische Qualität entdeckt worden ist und dass sich schließlich der Wert des Individuellen, Subjektiven und Einmaligen in den verschiedenen Beurteilungen der Qualität des menschlichen Lebens durchgesetzt hat. Auf der Basis dieser drei Entwicklungen ist eine Sicht des menschlichen Lebens entstanden, in der dieses als ein tiefes, komplexes, vielfältiges und sinnvolles Phänomen erscheint, das verschiedener externer Bedingungen und Einrichtungen bedarf, um sich auch als solches entfalten zu können.

Es gibt nicht nur eine einzige qualitative Weise, das menschliche Leben zu gestalten und konkret zu leben, sondern viele mögliche Weisen, welche Traditionen voraussetzen und externe soziokulturelle Rahmenbedingungen erforderlich machen. Die Sensibilität für die Differenz der einzelnen Entwürfe und Identitäten, das Schätzen der Vielfalt des Qualitativen und die Achtung vor dem Andersartigen sind Aspekte einer Haltung der Anerkennung des Einmaligen, Kontingenten, Subjekt- und Gemeinschaftsrelativen, Lebensqualitativen, Sinnvollen und Bedeutsamen, das die Komplexität und die Güte der menschlichen Lebenswirklichkeit konkret ausmacht.

Diese Anerkennung darf aber nicht nur eine geistige Haltung bleiben. Sie muss sich auch im Gesellschaftlichen, d.h. im Institutionellen und Organisatorischen, materialisieren. Auf die Weise wird sie politisch. Da reale Freiheit und reale Gleichheit nie nur formale Größen sind, sondern von konkreten materialen, inhaltlichen Optionen leben, die nur in Traditionen und kulturellen Überlieferungen des Handelns und Gestaltens zu haben sind, kann ein auf Freiheit und Gleichheit



beruhendes liberales Gesellschaftsmodell nicht blind für die Materialität und Inhaltlichkeit dieser Prozesse sein.

In einem Artikel über den Begriff des Liberalismus, der selbst den Titel „Liberalismus“ trägt, versucht Ronald Dworkin zu bestimmen, was für eine liberale Position charakteristisch ist. Als „liberal“ bezeichnet Dworkin eine Gleichheitstheorie, die gegenüber den verschiedenen konkreten Konzeptionen des guten, wertvollen und sinnvollen Lebens einen neutralen Standpunkt einnimmt, da ein solcher neutraler Standpunkt der einzige gerechte Standpunkt sei. Trotz mancher Differenz in der begrifflichen Bestimmung des Liberalismus zwischen Dworkin und Taylor - Differenzen, auf die Charles Taylor selbst an verschiedenen Stellen hingewiesen hat - bleibt Charles Taylor ein liberaler Philosoph und Sozialtheoretiker, der um die Bedeutungen von Inhalten und materialen Optionen für das Zustandekommen des guten Lebens weiß. Sein Plädoyer für Multikulturalität ist die konsequente Folge seines eigenen hermeneutischen kultur- und sozialanthropologischen Ansatzes. Multikulturalität besagt aber nach Taylor keine Beliebigkeit, sondern die konkrete Anerkennung des wirklichen Guten, das nur in kulturellen Vermittlungen und in der Pluralform zu haben ist. Vorsichtig heißt es im Anschluss an einige Überlegungen Johann Gottfried Herders am Ende des Artikels „Die Politik der Anerkennung“: „Herder zum Beispiel hegte eine Vorstellung von der göttlichen Vorsehung, derzufolge die Vielfalt der Kulturen nicht als bloßer Zufall erschien, sondern dazu bestimmt war, größere Harmonie hervorzu- bringen. Ich kann dem nicht die Berechtigung absprechen. Aber auch in einem elementaren Sinne gilt, dass Kulturen, die einer großen Zahl von Menschen von unterschiedlichem Charakter und Temperament über lange Zeiträume einen Bedeutungshorizont eröffnet haben - die, anders gesagt, ihrem Sinn für das, was gut, heilig, bewundernswert ist, Ausdruck verliehen haben -, gewiss etwas aufweisen, das unsere Bewunderung und unseren Respekt verdient, wenngleich sich daneben vieles finden mag, was wir verabscheuen und ablehnen müssen. Vielleicht könnte man es auch so formulieren: Es wäre ein Anzeichen höchster Arroganz, diese Möglichkeit a priori auszuschließen ...“

### Literatur

- R. Dworkin, *A Matter of Principle*, Oxford 1985.
- H.G. Frankfurt, *The Importance of What We Care about. Philosophical Essays*, Cambridge 1988.
- W. Kymlicka, *Multicultural Citizenship. A liberal theory of minority rights*, Oxford 1995.
- J. Rancière, *La Méésentente. Politique et Philosophie*, Paris 1995.
- Ch. Taylor, *The Explanation of Behavior*, London 1964.
- Ch. Taylor, *Hegel*, Frankfurt a.M. 31983.
- Ch. Taylor, *Human Agency and Language. Philosophical Papers 1*, Cambridge 1985.
- Ch. Taylor, *Philosophy and the Human Sciences. Philosophical Papers 2*, Cambridge 1985.
- Ch. Taylor, *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt a.M. 1994.
- Ch. Taylor, *Philosophical Arguments*, Cambridge, Massachusetts, 1997.
- Ch. Taylor, *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*, Frankfurt a. M. 1997.